

Leseprobe aus:

Harper Lee

Wer die Nachtigall stört ...



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Harper Lee

WER DIE
NACHTIGALL
STÖRT...

Roman

Aus dem Englischen
von Claire Malignon

Überarbeitet
von Nikolaus Stingl

Mit einem Nachwort von
Felicitas von Lovenberg

Rowohlt

Neuausgabe
1. Auflage Juli 2015

Copyright © 1962, 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Die amerikanische Originalausgabe erschien 1960 unter dem Titel
«To Kill a Mockingbird» bei J.B. Lippincott Company,
Philadelphia und New York
Copyright © 1960 by Harper Lee
Satz aus der Foundry Wilson, InDesign
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 498 03808 3

*Für Mr. Lee und Alice
als Dank für Liebe und Zuneigung*

*Auch Rechtsanwälte,
glaube ich, waren einmal Kinder.*

Charles Lamp

ERSTER THEIL

KAPITEL I

Das Unglück mit dem Arm passierte kurz vor Jems dreizehntem Geburtstag. Als der komplizierte Ellbogenbruch verheilt war und die Sorge, nie mehr Football spielen zu können, hinfällig wurde, kümmerte sich mein Bruder kaum noch um seine Behinderung. Der linke Arm war etwas kürzer als der rechte; im Stehen und beim Gehen knickte der Handrücken rechtwinklig zum Körper ab, während der Daumen nach unten wies. Das störte Jem jedoch nicht im Geringsten, solange er nur den Ball annehmen und zuspieren konnte.

Als so viel Zeit vergangen war, dass wir gelassen auf die Ereignisse zurückblicken konnten, sprachen wir bisweilen über die Umstände, die zu dem Unfall geführt hatten. Ich behauptete, die Ewells seien an allem schuld gewesen; aber Jem, vier Jahre älter als ich, meinte, es habe schon früher begonnen, nämlich in jenem Sommer, als Dill zu uns kam und uns auf den Gedanken brachte, Boo Radley herauszulocken.

Wenn er der Sache auf den Grund gehen wolle, sagte ich, müsse er eigentlich bei Andrew Jackson anfangen. Denn hätte General Jackson nicht die Creek-Indianer stromaufwärts getrieben, so wäre Simon Finch nie den Alabama-Fluss hinaufgepaddelt, und wo wären wir dann? Wir waren schon zu alt, einen solchen Streit mit Fäusten auszutragen, und zogen daher Atticus zurate. Vater entschied, wir hätten beide recht.

Als Südstaatler fanden es einige in unserer Familie be-

schämend, dass keiner unserer Vorfahren auf der einen oder auf der anderen Seite an der Schlacht von Hastings teilgenommen hatte. Alles, was wir bieten konnten, war der Trapper Simon Finch, ein Apotheker aus Cornwall, dessen Frömmigkeit nur noch durch seinen Geiz übertroffen wurde. In England wurden damals die Methodisten von ihren liberaler gesinnten Brüdern verfolgt, und da Simon zu den Methodisten gehörte, machte er sich auf den Weg über den Atlantik nach Philadelphia, von da aus nach Jamaika, dann weiter nach Mobile und den Saint-Stephens-Fluss hinauf. Eingedenk der Weisungen John Wesleys, bei Kauf und Verkauf nicht viele Worte zu machen, scheffelte Simon als Heilkundiger ansehnliche Summen. Bei dieser Tätigkeit quälte ihn jedoch unaufhörlich die Furcht, er könne sich zu Dingen verleiten lassen, von denen er wusste, dass sie Gott nicht zum Ruhm gereichten, wie etwa das Prunken mit Gold und kostbaren Gewändern. Da er seines Meisters Worte über den Besitz von Gütern in Menschengestalt vergessen hatte, kaufte er sich drei Sklaven und errichtete mit ihrer Hilfe eine Behausung am Ufer des Alabama, etwa vierzig Meilen flussabwärts von Saint Stephens. Er kehrte nur noch einmal nach Saint Stephens zurück, um sich eine Frau zu suchen; mit ihr zeugte er ein Geschlecht, in dem die Töchter überwogen. Simon erreichte ein hohes Alter und starb als wohlhabender Mann.

Es wurde Brauch, dass die Männer der Familie auf Simons Besitz, Finch's Landing, blieben und von der Baumwolle lebten. Das Anwesen trug sich selbst. Wenn auch die Landing im Vergleich zu den benachbarten Gütern nur klein war, so brachte sie doch alles hervor, was man zum Lebensunterhalt benötigte, Eis, Weizenmehl und Klei-

dung ausgenommen. Diese Dinge kamen auf Flussbooten aus Mobile.

Die Wirren zwischen den Staaten des Nordens und denen des Südens hätten Simon in ohnmächtige Wut versetzt, denn seine Nachkommen verloren in ihnen alles, außer den Ländereien. Trotzdem hielten die Finchs bis ins 20. Jahrhundert hinein an der Tradition fest und nährten sich von den Erzeugnissen des Landes. Erst mein Vater, Atticus Finch, entschloss sich, in Montgomery Jura zu studieren, und sein jüngerer Bruder ging zum Studium der Medizin nach Boston. Auf Finch's Landing blieb nur Alexandra zurück, die Schwester der beiden. Sie heiratete einen wortkargen Mann, der den größten Teil des Tages in einer Hängematte am Flussufer lag und darüber nachsann, wie viele Fische wohl schon an seinen Legangeln zappelten.

Als mein Vater bei Gericht zugelassen wurde, zog er nach Maycomb, das etwa zwanzig Meilen von Finch's Landing entfernt war, und eröffnete dort seine Kanzlei. Atticus Finchs Büro im Rathaus enthielt kaum mehr als einen Kleiderständer, einen Spucknapf, ein Schachbrett und ein jungfräuliches Gesetzbuch von Alabama. Seine ersten Mandanten waren die beiden letzten Leute, die im Gefängnis von Maycomb County gehängt wurden. Atticus hatte dringend geraten, sie sollten von der Großmut des Staates Gebrauch machen und auf Totschlag im Affekt plädieren, um mit dem Leben davonzukommen. Aber sie waren Haverfords, ein Name, der in Maycomb County als Synonym für Maulesel galt. Bei einem Streit um eine Stute – angeblich wurde ihnen das Tier widerrechtlich vorenthalten – hatten die Haverfords den ersten Schmied von Maycomb ins Jenseits befördert. Sie waren unvorsichtig genug gewesen, das in Gegenwart von drei Zeugen zu

tun, und bestanden darauf, dass dieser Hundesohn nichts Besseres verdient habe, eine Rechtfertigung, die sie für völlig ausreichend hielten. Da sie sich beharrlich weigerten, mildernde Umstände geltend zu machen, konnte Atticus nicht viel mehr für seine Mandanten tun, als ihrem Hinscheiden beizuwohnen – ein Anlass, dem vermutlich der heftige Abscheu meines Vaters vor Strafrechtsverfahren entsprang.

Während der ersten fünf Jahre in Maycomb lebte Atticus so sparsam wie möglich. Alles, was er erübrigen konnte, kam der Ausbildung seines Bruders zugute. John Hale Finch war zehn Jahre jünger als mein Vater und hatte sein Medizinstudium in einer Zeit begonnen, als der Anbau von Baumwolle nicht mehr lohnte. Sobald Onkel Jack aber auf eigenen Füßen stand, hatte Atticus durch seine Anwaltstätigkeit ein ganz ordentliches Einkommen. Ihm gefiel es in Maycomb. Er war in Maycomb County geboren und aufgewachsen, er kannte die Menschen hier, sie kannten ihn, und dank Simon Finchs Regsamkeit war Atticus entweder in gerader Linie oder durch Heirat mit nahezu jeder Familie der Stadt verwandt.

Maycomb war eine alte Stadt, und in meiner Kindheit war es eine müde alte Stadt. Bei Regenwetter verwandelten sich die Straßen in rötliche Schmutzlachen; auf den Gehsteigen wuchs Gras, und das Rathaus sackte in den Boden des Marktplatzes ein. Irgendwie war es damals heißer als heutzutage, und ein schwarzer Hund hatte an einem Sommertag viel auszustehen. Im schwülen Schatten der Eichen auf dem Marktplatz verscheuchten abgemagerte, vor Karren gespannte Maulesel die Fliegen. Die steifen Kragen der Männer waren schon um neun Uhr morgens durchgeweicht. Die Damen badeten am Vormittag und

noch einmal nach ihrem Drei-Uhr-Schläfchen, aber gegen Abend sahen sie aus wie weiche Teekuchen mit einem Zuckerguss aus Schweiß und Puder.

Die Menschen bewegten sich damals langsam. Sie schritten gemächlich über den Platz, schlenderten durch die umliegenden Läden und ließen sich bei allem Zeit. Ihr Tag hatte zwar auch nur vierundzwanzig Stunden, schien aber länger zu sein. Niemand beeilte sich, denn man konnte nirgends hingehen, es gab nichts zu kaufen, zumal man kein Geld hatte, und außerhalb von Maycomb war ebenso wenig los. Einige Leute huldigten jedoch einem vagen Optimismus: Kürzlich war den Bewohnern von Maycomb County mitgeteilt worden, dass sie nichts zu fürchten brauchten als die Furcht selbst.

Atticus, Jem und ich sowie Calpurnia, unsere Köchin, lebten in der Hauptstraße des Wohnviertels. Jem und ich waren mit unserem Vater zufrieden: Er spielte mit uns, las uns vor und behandelte uns im Übrigen mit höflicher Zurückhaltung.

Bei Calpurnia lagen die Dinge anders. Sie war eckig und knorrig, sie war kurzsichtig, und sie schielte. Ihre Hand war so breit wie eine Bettlatte und doppelt so hart. Sie scheuchte mich immer aus der Küche und fragte, warum ich mich nicht so gut benehmen könnte wie Jem, obwohl sie doch genau wusste, dass er älter war. Und sie rief mich unweigerlich gerade dann ins Haus, wenn ich keine Lust hatte, hereinzukommen. Die Schlachten, die wir uns lieferten, waren gewaltig und einseitig. Calpurnia triumphtierte jedes Mal – hauptsächlich deshalb, weil Atticus ihre Partei ergriff. Sie war seit Jems Geburt bei uns, und so weit ich zurückdenken konnte, hatte ich ihre tyrannische Gegenwart erdulden müssen.

Unsere Mutter war bald nach meinem zweiten Geburtstag gestorben, sodass ich mir ihrer Abwesenheit nie bewusst wurde. Atticus hatte sie, eine geborene Graham aus Montgomery, kennengelernt, als man ihn zum ersten Mal in die Volksvertretung wählte. Sie war fünfzehn Jahre jünger als er, der sich damals den Vierzigern näherte. Jem war das Produkt ihres ersten Ehejahres. Vier Jahre später kam ich auf die Welt, und zwei Jahre danach starb unsere Mutter plötzlich an einem Herzanfall. Es handelte sich um ein Leiden, das in ihrer Familie erblich gewesen sein soll. Mir fehlte sie nicht, aber ich glaube, dass Jem sie vermisste. Er erinnerte sich deutlich an sie, und manchmal stieß er mitten im Spiel einen tiefen Seufzer aus, ging weg und verkroch sich hinter dem Schuppen. Wenn er in dieser Stimmung war, hütete ich mich, ihn zu stören.

Als ich fast sechs Jahre und Jem fast zehn Jahre alt war, lag unser Sommerrevier – in Rufweite von Calpurnia – zwischen dem Haus von Mrs. Henry Lafayette Dubose, zwei Türen nördlich von uns, und dem Radley-Grundstück, drei Türen südlich. Wir kamen nie in Versuchung, diese Grenzen zu überschreiten. Das Haus der Radleys wurde von einem unbekanntem Wesen bewohnt, dessen bloße Beschreibung genügte, uns für viele Tage im Zaum zu halten. Und Mrs. Dubose war schlichtweg die Hölle.

In jenem Sommer kam Dill zu uns.

Eines frühen Morgens, als Jem und ich auf dem Hof spielten, hörten wir, dass nebenan in Miss Rachel Haverfords Grünkohlbeet etwas raschelte. Wir liefen an den Drahtzaun, um zu sehen, ob es ein Hündchen sei, denn Miss Rachels Terrier war trächtig. Aber nein, da hockte jemand auf der Erde und schaute zu uns herüber. Im Sitzen

war er kaum höher als die Grünkohlstauden. Wir starrten ihn an, bis er zu sprechen anfang.

«Hallo!»

«Selber hallo», antwortete Jem freundlich.

«Ich bin Charles Baker Harris», sagte er. «Ich kann lesen.»

«Na und?», sagte ich.

«Ich dachte nur, ihr würdet vielleicht gern wissen, dass ich lesen kann. Wenn ihr was habt, was gelesen werden muss, kann ich's machen.»

«Wie alt bist du denn?», fragte Jem. «Viereinhalb?»

«Bald sieben!»

«Dann brauchst du dir nichts drauf einzubilden», meinte Jem und zeigte mit dem Daumen auf mich. «Scout hier liest schon, seit sie geboren ist, und dabei geht sie noch nicht mal zur Schule. Dafür, dass du bald sieben wirst, siehst du aber ziemlich knirpsig aus.»

«Ich bin klein, aber alt», sagte er.

Jem strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht, um ihn genauer betrachten zu können. «Warum kommst du nicht rüber zu uns, Charles Baker Harris? Meine Güte, was für ein Name!»

«Auch nicht komischer als deiner. Tante Rachel sagt, du heißt Jeremy Atticus Finch.»

Jem runzelte die Stirn. «Bei mir ist das was anderes, weil ich groß genug für so einen Namen bin, aber deiner ist ja länger als du selber. Sogar ein ganzes Ende länger.»

«Alle Leute nennen mich Dill», erklärte Dill und zwängte sich unter dem Zaun durch.

«Drüberweg geht's besser als drunterdurch», sagte ich. «Wo bist du denn her?»

Dill war aus Meridian, Mississippi, und verbrachte die

Ferien bei seiner Tante, Miss Rachel. Von nun an sollte er jeden Sommer in unsere Stadt kommen. Seine Mutter stammte aus Maycomb County und arbeitete in einem Fotoatelier in Meridian. Bei einem Kinderbild-Wettbewerb hatte sie sein Foto eingesandt und fünf Dollar gewonnen. Dill berichtete, sie habe ihm das Geld geschenkt und er sei dafür zwanzigmal ins Kino gegangen.

«Hier gibt's keine Filme, nur im Rathaus spielen sie manchmal welche mit Jesus», sagte Jem. «Hast du schon mal 'nen interessanten gesehen?»

Dill hatte *Dracula* gesehen, eine Offenbarung, die Jem bewog, ihn mit einigem Respekt zu betrachten. «Erzähl mal davon», forderte er.

Ein merkwürdiger Bursche, dieser Dill. Er trug blaue Leinenshorts, die ans Hemd geknöpft waren, und er hatte schneeweißes Haar, das wie Entenflaum an seinem Kopf klebte. Er war ein Jahr älter, aber sehr viel kleiner als ich. Während er uns die alte Geschichte erzählte, erhellten und verdunkelten sich seine Augen, er lachte laut und fröhlich und zupfte unentwegt an einem Haarbüschel, das ihm in die Stirn hing.

Nachdem Dill *Dracula* in Staub verwandelt und mein Bruder erklärt hatte, der Film schein besser zu sein als das Buch, fragte ich Dill nach seinem Vater. «Von dem hast du noch gar nichts gesagt.»

«Weil ich keinen habe.»

«Ist er tot?»

«Nein ...»

«Wenn er nicht tot ist, dann hast du doch einen, oder?»

Dill wurde rot, und Jem befahl mir, den Mund zu halten – ein sicheres Zeichen dafür, dass er Dill geprüft und für würdig befunden hatte. Von nun an verlief der Som-

mer nach unserem bewährten Schema. Bewährtes Schema hieß: unser Baumhaus zwischen den beiden riesigen zusammengewachsenen Chinabäumen auf dem Hof verschönern, sich zanken oder unser Theaterrepertoire durchspielen – frei nach den Werken von Oliver Optic, Victor Appleton und Edgar Rice Burroughs. In dieser Hinsicht war es ein Glück, dass wir Dill hatten. Er übernahm nun die Charakterrollen, die vorher mir zugefallen waren, zum Beispiel den Affen in *Tarzan*, Mr. Crabtree in den *Rover Boys* und Mr. Damon in *Tom Swift*. Wir lernten ihn dabei als einen Merlin im Taschenformat kennen, dessen Kopf von exzentrischen Plänen, seltsamen Gelüsten und wunderlichen Ideen überquoll.

Gegen Ende August aber hatten wir das Theaterspielen nach unzähligen Reprisen satt, und Dill setzte uns den Gedanken in den Kopf, Boo Radley herauszulocken.

Das Haus der Radleys hatte es Dill angetan. Trotz unserer Warnungen und Erklärungen zog es ihn an wie der Mond das Wasser. Allerdings wagte er sich nur bis zur Laterne an der Ecke. Dort stand er oft in sicherer Entfernung vom Tor, den Arm um den dicken Pfahl geschlungen, und starrte neugierig hinüber.

Das Radley-Grundstück lag südlich von unserem, dort, wo die Straße einen scharfen Knick machte. Man ging geradeaus, auf die Veranda zu; dann bog der Weg ab und führte an dem Grundstück entlang. Das niedrige, ehemals weiße Haus mit der breiten Vorderveranda und den grünen Fensterläden war im Laufe der Zeit ebenso schiefergrau geworden wie der Hof, der es umgab. Morsche Schindeln hingen über das vorspringende Dach; dicke Eichenbäume hielten die Sonne fern. Die Überreste eines betrunken schwankenden Lattenzauns schützten den ver-

wahrlosten Vorplatz, der nie gefegt wurde und auf dem Mohrenhirse und Ruhrkraut üppig wucherten.

In diesem Haus lebte ein bösesartiges Gespenst. Man sagte, es existiere wirklich, aber Jem und ich hatten es noch nie gesehen. Angeblich kam es nur in mondlosen Nächten zum Vorschein und spähte durch die Fenster in fremde Häuser. Wenn bei einem Kälteeinbruch die Azaleen im Garten erfroren, dann hatte «er» sie behaucht. Jedes heimliche Vergehen in Maycomb wurde ihm zugeschrieben. Einmal versetzten eine Reihe makabrer nächtlicher Vorkommnisse die Stadt in Schrecken: Ein unbekannter Täter verstümmelte Hühner und Haustiere. Obgleich Crazy Addie der Schuldige war, ein Verrückter, der sich schließlich in Barkers Teich ertränkte, wollten die Leute ihren ursprünglichen Verdacht nicht aufgeben und beobachteten misstrauisch das Radley-Haus. Kein Neger wagte nachts daran vorbeizugehen, jeder wechselte auf die andere Straßenseite und pfiß beim Gehen laut vor sich hin. Die Kinder rührten die Nüsse nicht an, die von den hohen Pecanbäumen der Radleys in den angrenzenden Schulhof fielen: Radley-Nüsse brachten den Tod. Flog ein Ball in den Radley-Hof, so galt er als unwiederbringlich verloren.

Der Unstern über diesem Haus war lange vor Jems und meiner Geburt aufgegangen. Die Radleys, überall in der Stadt wohlangesehen, lebten sehr zurückgezogen – ein Verhalten, das man in Maycomb nicht verzieht. Auch am Gottesdienst, der zu den wenigen Vergnügungen von Maycomb gehörte, nahmen sie nicht teil, sondern verrichteten ihre Andacht daheim. Mrs. Radley fand sich selten – wenn überhaupt jemals – zu einem morgendlichen Kaffeeschwätzchen bei ihren Nachbarinnen ein, und sie war nie

einem Missionsverein beigetreten. Mr. Radley ging täglich um elf Uhr dreißig in die Stadt und kam Punkt zwölf Uhr zurück. Bisweilen trug er dann eine braune Tüte, von der die Nachbarschaft vermutete, dass sie Lebensmittel enthielt. Ich habe nie erfahren, womit Mr. Radley seinen Unterhalt verdiente. Jem meinte, er «kaufe Baumwolle» – ein höflicher Ausdruck für Müßiggang. Jedenfalls lebten Mr. und Mrs. Radley mit ihren beiden Söhnen seit Menschengedenken in unserer Stadt.

Die Fensterläden und Türen des Radley-Hauses blieben sonntags geschlossen – ein weiterer Verstoß gegen die Gepflogenheiten von Maycomb; verschlossene Türen gab es sonst nur bei Krankheit oder bei kalter Witterung. Der Sonntag war der Tag für formelle Nachmittagsbesuche: Die Damen trugen Korsetts, die Herren Jacketts, die Kinder Schuhe. Niemals aber wäre es den Nachbarn eingefallen, sonntagnachmittags die Vordertreppe der Radleys hinaufzusteigen und «Hallo» zu rufen. Das Haus hatte auch keine Fliegengitter. Ich fragte Atticus einmal, ob es wohl früher welche gehabt habe. Ja, sagte er, lange vor meiner Geburt.

Gerüchten zufolge hatte sich der jüngere Radley-Sohn als Halbwüchsiger mit den Cunninghams angefreundet, einer weitverzweigten Sippschaft aus Old Sarum im Norden von Maycomb County. Sie bildeten eine Art Bande und waren das Äußerste, was Maycomb in dieser Beziehung je erlebt hatte. Wenn sie auch nicht allzu viel anstellten, so reichte das Wenige doch aus, dass die ganze Stadt über sie sprach und man sie von drei Kanzeln herab öffentlich ermahnte. Sie lungerten beim Friseur herum; sie fuhren sonntags mit dem Autobus nach Abbottsville und gingen dort ins Kino; sie besuchten die Tanzveranstaltungen

in der Spielhöhle am Fluss, der Dew-Drop Inn & Fishing Camp; sie experimentierten mit selbstgebranntem Whisky. Niemand in Maycomb hatte den Mut, Mr. Radley mitzuteilen, dass sein Sohn in schlechte Gesellschaft geraten war.

Eines Nachts kurvten die stark angeheiterten Burschen in einem geliehenen Wagen im Rückwärtsgang über den Marktplatz, widersetzten sich der Festnahme durch den alten Gerichtsdienner, Mr. Conner, und sperren ihn schließlich in die Toilette des Rathauses ein. Die Stadt beschloss, dass etwas getan werden müsse. Mr. Conner erklärte, er kenne jeden Einzelnen von ihnen genau und sei fest entschlossen, sie nicht ungestraft davonkommen zu lassen. Die Burschen wurden also vor den Jugendrichter gebracht. Die Anklage lautete auf unziemliches Betragen, ruhestörenden Lärm, schwere tätliche Beleidigung sowie Gebrauch unflätiger, lästerlicher Worte in Gegenwart weiblicher Personen. Auf die Frage des Richters, worauf sich die letzte Beschuldigung beziehe, antwortete Mr. Conner, die Angeklagten hätten so laut geflucht, dass jede Dame in Maycomb sie gehört haben müsse. Der Richter entschied, dass die Burschen in die staatliche Besserungsanstalt geschickt werden sollten, wohin man Jungen mitunter nur deshalb verfrachtete, um ihnen Nahrung und anständige Unterkunft zu sichern: Es war kein Gefängnis und der Aufenthalt dort keine Schmach. Aber Mr. Radley fand es entehrend. Er bat den Richter, seinen Sohn freizulassen, und versprach, dass Arthur nie wieder Anstoß erregen würde. Da der Richter wusste, dass man auf Mr. Radleys Wort vertrauen konnte, erfüllte er ihm die Bitte.

Die anderen Jungen kamen in die Anstalt und erhielten dort die beste Mittelschulerziehung, die der Staat zu bie-

ten hatte. Einer von ihnen absolvierte sogar die Ingenieurschule in Auburn. Die Türen des Radley-Hauses blieben nun sowohl wochentags als auch sonntags geschlossen, und der jüngere Sohn wurde fünfzehn Jahre lang nicht mehr gesehen.

Eines Tages aber – Jem konnte sich noch dunkel daran erinnern – machte Boo Radley von sich reden, und mehrere Leute hatten Gelegenheit, ihn zu sehen. Jem selbst war allerdings nicht dabei gewesen. Er sagte, Atticus habe nie viel über die Radleys geredet. Wenn Jem nach ihnen fragte, antwortete Atticus unweigerlich, er solle sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern, die Radleys hätten ein Recht darauf, zu tun, was sie wollten. In diesem besonderen Fall aber hatte Atticus den Kopf geschüttelt und «Hm, hm, hm» gemurmelt.

Den größten Teil seines Wissens verdankte Jem einer Klatschbase aus der Nachbarschaft, Miss Stephanie Crawford, die angeblich genauestens im Bilde war. Ihr zufolge hatte Boo im Wohnzimmer gesessen und aus der *Maycomb Tribune* Artikel ausgeschnitten, um sie in ein Album zu kleben. Dann war sein Vater hereingekommen, und als er an Boo vorbeiging, hatte dieser ihm die Schere ins Bein gestoßen, sie herausgezogen, an seiner Hose abgewischt und seine Beschäftigung wiederaufgenommen. Mrs. Radley war auf die Straße gestürzt und hatte geschrien, Arthur wolle sie alle ermorden. Doch als der Sheriff kam, saß Boo noch immer im Wohnzimmer und schnipfelte an der *Tribune* herum. Damals war er dreiunddreißig Jahre alt.

Laut Miss Stephanie hatte der alte Radley erklärt, kein Radley ginge in eine Irrenanstalt, als man ihm nahelegte, seinen Sohn für einige Zeit nach Tuscaloosa zu schicken. Er sagte, Boo sei nicht verrückt, er sei nur hin und wie-

der reizbar. Gewiss, man müsse ihn einsperren, aber man dürfe ihn nicht vor Gericht stellen, denn er sei kein Verbrecher. Der Sheriff brachte es nicht über sich, Boo zu Negern ins Gefängnis zu stecken, und so wurde er im Keller des Rathauses eingeschlossen.

Boos Rückkehr aus diesem Keller in sein Vaterhaus war in Jems Gedächtnis verblasst. Miss Stephanie wusste zu berichten, dass einige Stadträte Mr. Radley mitgeteilt hatten, wenn er seinen Sohn nicht zurückhole, werde Boo in dem feuchten Keller vermodern. Außerdem könne er nicht ewig den Steuerzahlern zur Last fallen.

Niemand wusste, welche Einschüchterungsmittel Mr. Radley anwandte, um Boo verborgen zu halten. Jem meinte, Mr. Radley habe ihn sicherlich mit Ketten ans Bett gefesselt. Atticus widersprach: So sei es wohl doch nicht, es gebe auch andere Möglichkeiten, einen Menschen in ein Gespenst zu verwandeln.

Von Mrs. Radley bewahre ich in meiner Erinnerung nur das Bild, wie sie manchmal die Vordertür öffnete, auf die Veranda heraustrat und ihre Cannastauden begoss. Mr. Radley dagegen sahen wir täglich in die Stadt gehen und zurückkommen. Er war ein dünner, lederhäutiger Mann mit farblosen Augen – so farblos, dass sich nicht einmal das Licht in ihnen spiegelte. Seine Backenknochen sprangen scharf vor, und sein Mund war breit, mit schmaler Oberlippe und wulstiger Unterlippe. Miss Stephanie sagte, er sei ein so aufrechter Mann, dass er nur das Wort Gottes als Gesetz anerkenne. Das glaubten wir ihr gern, denn Mr. Radley hielt sich stets gerade, als hätte er einen Ladestock verschluckt.

Er sprach nie mit uns. Wir blickten zu Boden, wenn er an uns vorbeiging, und auf unser «Guten Morgen, Sir»

hütelte er nur. Sein ältester Sohn lebte in Pensacola und kam alljährlich zu Weihnachten nach Hause; er war einer der wenigen Menschen, die wir bei den Radleys ein und aus gehen sahen. An dem Tag, an dem Arthur von seinem Vater zurückgeholt wurde, sei das Haus gestorben, hieß es in der Stadt.

Doch dann kam ein Tag, an dem Atticus drohte, er würde uns die Hölle heißmachen, wenn wir auch nur den geringsten Krach im Hof machten, und er beauftragte Calpurnia, in seiner Abwesenheit ein Gleiches zu tun, falls sie auch nur einen Mucks von uns hörte. Mr. Radley lag im Sterben.

Er ließ sich Zeit dabei. Hölzerne Sägeböcke sperrten die Straße zu beiden Seiten des Radley-Grundstückes ab, der Bürgersteig wurde mit Stroh belegt und der Verkehr umgeleitet. Dr. Reynolds parkte bei seinen Besuchen den Wagen vor unserem Haus und ging dann zu Fuß weiter. Jem und ich schlichen tagelang im Hof herum. Endlich wurden die Sägeböcke weggenommen, und von der Veranda aus beobachteten wir, wie Mr. Radley seinen letzten Weg antrat.

«Da geht der mieseste Kerl, dem Gott je seinen Atem eingehaucht hat», knurrte Calpurnia und spuckte nachdenklich in den Hof. Wir sahen sie erstaunt an, denn Bemerkungen über Weiße waren bei ihr selten.

Die Nachbarschaft erwartete, dass auf Mr. Radleys Verschwinden Boos Erscheinen folgen werde, doch es kam anders: Boos Bruder kehrte aus Pensacola zurück und nahm Mr. Radleys Platz ein. Der einzige Unterschied zwischen ihm und seinem Vater lag im Alter. Jem sagte, auch Mr. Nathan Radley «kaufe Baumwolle». Immerhin erwiderte Mr. Nathan unseren Gruß, und manchmal sahen

wir ihn mit einer Zeitschrift unter dem Arm aus der Stadt kommen.

Je mehr wir Dill von den Radleys erzählten, desto mehr wollte er hören, desto länger stand er sinnend an der Ecke, den Arm um den Laternenpfahl geschlungen. «Möchte bloß wissen, was er da drin tut», murmelte er immer wieder. «Könnte doch wenigstens mal den Kopf aus der Tür stecken.»

«Der kommt schon raus», sagte Jem, «aber nur, wenn's stockdunkel ist. Miss Stephanie hat mir erzählt, dass sie mal mitten in der Nacht aufgewacht ist, und da hat er sie durchs Fenster angestarrt. Als wenn einen ein Totenschädel anglotzt, sagt sie. Bist du denn noch nie nachts aufgewacht und hast ihn gehört, Dill? Er geht so ...» Jem schlurfte mit den Füßen durch den Kies. «Was meinst du wohl, warum Miss Rachel abends alle Türen so fest verschließt? Ich hab morgens oft seine Fußstapfen bei uns auf dem Hof gesehen, und einmal hat er nachts sogar an unserem Fliegengitter gekratzt, aber als Atticus kam, war er schon wieder weg.»

«Wie er wohl aussieht?», fragte Dill.

Jem gab eine einleuchtende Beschreibung von Boo. Nach den Fußspuren zu urteilen, sei er mindestens zwei Meter groß; er ernähre sich von rohen Eichhörnchen und Katzen, wenn er welche erwischte. Deshalb seien seine Hände immer mit Blut beschmiert, denn wer Tiere roh esse, könne das Blut nie mehr wegwaschen. Über sein Gesicht laufe eine lange Zickzacknarbe, und die paar Zähne, die er noch hätte, seien gelb und faul. Er habe Glotzaugen, und meist tropfe ihm Speichel aus dem Mund.

«Lass uns doch mal versuchen, ihn rauszulocken», schlug Dill vor. «Ich möchte so gern wissen, wie er aussieht.»

Wenn Dill umgebracht werden wolle, erwiderte Jem, dann brauche er nichts weiter zu tun, als an Radleys Haustür zu klopfen.

Unser erster Streifzug kam nur zustande, weil Dill gesagt hatte, er wette um zwei Bände *Tom Swift* gegen *Das graue Gespenst*, dass Jem sich nicht über das Gartentor der Radleys hinauswage.

Jem hatte in seinem ganzen Leben noch keine Wette abgelehnt, aber diesmal überlegte er sich die Sache drei Tage lang. Ich glaube, seine Ehre war ihm lieber als sein Kopf, denn Dill wurde zuletzt doch mit ihm fertig. «Du hast Angst», sagte er am ersten Tag. «Angst nicht, bloß Respekt», antwortete Jem. Am nächsten Tag sagte Dill: «Du hast sogar Angst, deinen großen Zeh auf den Vorplatz zu setzen.» Jem bestritt das und meinte, er gehe ja schließlich jeden Tag am Radley-Grundstück vorbei zur Schule.

«Aber immer im Galopp», warf ich ein.

Am dritten Tag schaffte es Dill mit der Behauptung, in Meridian gebe es keine solchen Angsthasen wie in Maycomb. So ängstliche Leute wie hier hätte er noch nie gesehen.

Daraufhin marschierte Jem bis zur Ecke, wo er stehen blieb, sich an den Laternenpfahl lehnte und das Tor beobachtete, das schief in den selbstgefertigten Angeln hing.

«Hoffentlich ist dir klar, dass er uns allesamt umbringen wird, Dill Harris», sagte er, als wir ihm nachkamen. «Gib bloß mir nicht die Schuld, wenn er dir die Augen auskratzt. Du hast damit angefangen, vergiss das nicht.»

«Du hast immer noch Angst», stellte Dill gelassen fest.

Jem wollte ihm ein für alle Mal klarmachen, dass er vor nichts Angst hatte. «Ich würd's ja tun, wenn ich nur wüsste, wie wir ihn herauslocken können, ohne dass er uns er-

wischt. Außerdem muss ich auf meine kleine Schwester Rücksicht nehmen.»

Als er das sagte, wusste ich, dass er Angst hatte. Damals, als ich ihn aufforderte, vom Dach unseres Hauses herunterzuspringen, hatte er auch auf seine kleine Schwester Rücksicht nehmen müssen. «Und was wird aus dir, wenn ich dabei draufgehe?», hatte er gefragt. Dann war er gesprungen und unverletzt gelandet, und von da an war sein Verantwortungsgefühl nicht mehr in Erscheinung getreten – bis er sich jetzt dem Radley-Grundstück gegenüber sah.

«Du willst dich wohl vor der Wette drücken?», fragte Dill.

«Dill, so was muss man sich überlegen», sagte Jem. «Lass mich doch mal 'n Augenblick nachdenken ... Das ist so ähnlich, als wenn man eine Schildkröte rauslocken will ...»

«Wie macht man denn das?», erkundigte sich Dill.

«Man zündet ein Streichholz drunter an.»

«Wenn du Radleys Haus in Brand steckst, sag ich's Atticus», drohte ich.

Dill fand es gemein, unter einer Schildkröte ein Streichholz anzuzünden.

«Gar nicht gemein. Soll sie nur rauslocken – ist ja nicht so, als wenn man sie ins Feuer schmeißt», brummte Jem.

«Und woher weißt du, dass ihr ein Streichholz nicht wehtut?»

«Schildkröten fühlen doch nichts, Blödmann», sagte Jem.

«Du bist wohl schon mal 'ne Schildkröte gewesen, was?»

«Quatsch! Lass mich doch nachdenken, Dill ... Wir kriegen die Sache schon hin ...»

Jem blieb so lange in Gedanken versunken, dass Dill ein kleines Zugeständnis machte. «Ich werde nicht sagen, dass du dich vor der Wette gedrückt hast, und du kriegst *Das graue Gespenst* auch dann, wenn du nur bis zum Haus gehst und die Wand berührst.»

Jems Gesicht leuchtete auf. «Bloß die Hauswand berühren, das ist alles?»

Dill nickte.

«Ist das auch wirklich alles? Nicht dass du mir nachher mit was anderem kommst, wenn ich wieder da bin.»

«Ja, das ist alles», versicherte Dill. «Wahrscheinlich rennt er dir nach, wenn er dich im Hof sieht. Dann gehen Scout und ich auf ihn los, halten ihn fest und sagen ihm, dass wir ihm nichts tun wollen.»

Wir überquerten die Straße und machten vor Radleys Gartentor halt.

«Na los», drängte Dill. «Scout und ich bleiben dicht hinter dir.»

«Ich geh ja schon», sagte Jem. «Hetz mich bloß nicht.»

Er ging bis zur Ecke des Grundstücks, kam zurück, prüfte stirnrunzelnd das Gelände, als überlegte er, wie es am besten zu stürmen wäre, und kratzte sich nachdenklich am Kopf.

Da lachte ich ihn aus.

Jem stieß die Pforte auf, rannte zur Hausmauer, schlug mit der flachen Hand an und sauste zurück, an uns vorbei, ohne sich darum zu kümmern, ob sein Überfall erfolgreich war. Dill und ich gaben ebenfalls Fersengeld. Erst als wir auf unserer Veranda in Sicherheit waren, sahen wir uns keuchend und atemlos um.

Das alte Haus stand unverändert da, brüchig und hinfällig. Plötzlich aber, während wir hinüberstarrten, war

uns, als hätte sich drinnen ein Fensterladen bewegt. Eine winzige, fast unsichtbare Bewegung, und dann rührte sich nichts mehr.